



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

eigenen Leibe, daß der hohe Rubelkurs mit den Ersparnissen der Arbeiter und dem Ruin der Landwirtschaft bezahlt worden ist. Man haßt ihn deshalb fast ebenso wie Bobedonoszew. Alle übrigen Namen in Rußland sind nur Namen, einflußreich, so weit sie sich den herrschenden Strömungen anschließen, machtlos, sobald sie versuchen, eigne Wege zu gehn.

Auch das ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die Judenvertreibungen in Rußland populär seien, oder daß die Franzosenfreundschaft ebenso allgemein sei, wie etwa der Russenkultus in Frankreich. Die große Masse lebt wie zu allen Zeiten den Bedürfnissen des Tages und sehnt sich nach einer Änderung, gleichviel welcher, bereit, jeder Führung zu folgen, die mit genügender Autorität aufzutreten vermag. Aber man begnügt sich mit Vorbereitung zu einer Aktion, die man fürchtet, und wird sich durch die Ereignisse treiben lassen.

An uns wird es sein, ihnen wohl vorbereitet gegenüber zu stehen, wenn der Augenblick gekommen ist.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Frage der Getreidezölle ist, wie wir aus den Offenherzigkeiten verschiedener freisinnigen Zeitungen gelernt haben, viel leichter zu verstehen, als wir geglaubt hatten. Diese Zölle sind nämlich verwerflich, um nicht zu sagen verbrecherisch, erstens weil die edelsten Kräfte der Nation, die sich vom Hausirgewerbe zum Terminhandel aufgeschwungen haben, durch sie im Geschäfte gestört werden können. Wenn sich der Himmel das kostbare Vergnügen macht, nach anfangs ungünstigen Ausichten doch eine gute Ernte werden zu lassen, sodaß der Bedarf zum größten Teil im Lande gedeckt werden kann, wie kommt der, der auf frühlichen Mißwachs spekulirt hat, dazu, sein Geld zu verlieren? In den allermeisten Fällen hat er ja nie ein Getreidekorn in seinem Besitze gehabt, ist also ganz unschuldig in der Sache. Zweitens befördern die Zölle das abscheuliche Herkommen, dort Mehlskrüchte zu bauen, wo die schönsten Spodiumfabriken und andre dem Volkswohl dienende Anstalten stehen könnten. Wem das nicht einleuchtet, der muß ein ganz verstockter Agrarier, d. h. ein Feind des Fortschrittes sein.

Nochmals die Vereinschriften. Der Vorschlag, daß wissenschaftliche Vereine ihre Publikationen größern Bibliotheken zusenden sollten, wird gewiß allgemeine Zustimmung finden. Aber es könnte auch anderweitig etwas geschehen, um zunächst der gelehrten Welt überhaupt von den Arbeiten Kenntnis zu geben, die in Vereinschriften, Gymnasialprogrammen u. s. w. erscheinen. Die Übersichten im Litterarischen Zentralblatt u., die Bibliographischen Monatsberichte von

Fock in Leipzig sind sehr schätzbare Hilfsmittel, allein man kann da doch leicht etwas übersehen. Die französische Bibliographie zeigt stets eine Menge von Abhandlungen an als Einzeldrucke aus Vereinschriften, ein Beweis, daß der Redaktion solche Einzeldrucke zugeschickt werden, und das verdiente Nachahmung. Die „Mitteilungen des österreichischen Museums“ in Wien geben allmonatlich eine Bibliographie des Kunstgewerbes, in der jeder einzelne Aufsatz aus Zeitschriften u. in seiner Fachabteilung erscheint, eine gewiß ebenfalls nachahmenswerte Einrichtung, da die Zahl der Erscheinungen in allen Zweigen der Wissenschaft so groß ist, daß man gar nicht mehr imstande ist, die ganze Litteratur einer Wissenschaft zu verfolgen.

Unsre Nachlässigkeit in der Aussprache. Der treffliche Aufsatz über Neugriechisch und Altgriechisch in Nr. 21 der Grenzboten berührte u. a. einen Punkt, der in diesem Blatte schon einigemal gestreift worden ist, den wir aber einer ausführlichen Erörterung empfehlen möchten. Wohl jeder von uns, der sich bemüht hat, irgend eine lebende fremde Sprache gründlich zu erlernen, hat die Schwierigkeit erfahren, die uns feinere Lautunterschiede bereiten. Schon das stammverwandte Englisch stellt ungewohnte Anforderungen an uns, und mancher bringt es nie dahin, I had a hat on the head richtig auszusprechen. Nun erst die slawischen und die orientalischen Sprachen! Wer sich damit tröstet, daß der Deutsche nun einmal nicht für solche Spitzfindigkeiten geschaffen sei und deshalb darauf verzichten müsse, zu sprechen, wie — andern der Schnabel gewachsen ist, der überfiehet, mit welcher Sorglosigkeit wir unsre Muttersprache, also das eigenste Erzeugnis des deutschen Stammes, auch in dieser Beziehung behandeln. Seit wann der Mißbrauch eingerissen sein mag, das läßt sich freilich nicht mit der Bestimmtheit nachweisen, wie die Entstehungszeit bestimmter Verstöße gegen die Grammatik oder die Logik. Immerhin darf man annehmen, daß, als sich unsre heutige Schriftsprache bildete, Unterschiede, die wir heute nicht mehr beobachten, im Sprechen noch sehr deutlich gewesen sein müssen, weil sich sonst verschiedene Lautzeichen nicht erhalten hätten. Und unverkennbar macht die Gleichmacherei fortwährend Fortschritte in dem Maße, als (ein Norddeutscher darf wohl wagen, dies zu äußern) die norddeutsche Mundart zur herrschenden wird. Die norddeutsche, nicht die niederdeutsche, denn das Plattdeutsche hat so wenig wie das Oberdeutsche diese Neigung, das Charakteristische abzuschleifen, das besondre Gepräge zu verwischen.

Im Vergleich mit den romanischen Sprachen macht sich am auffallendsten unsre Gewohnheit bemerkbar, die Vokale zu Gunsten der Konsonanten zu verkürzen. Nehmen wir beispielsweise das Italienische. Der Laut j, der doch noch ein halber, nur kurz gesprochener Vokal ist, wie in Pistoja, Bologna, giugno, wird in unserm Munde gänzlich zum Konsonanten; ebenso das v hinter o, die der Italiener fast zu einem u-Laute verschmelzt; u nach q wahr in den meisten Sprachen seinen Vokalcharakter, wir erniedrigen es zu einem w. Vergleichen hören viele Deutsche gar nicht, bezstreiten andern die Richtigkeit der Beobachtung. Dürfen wir deshalb annehmen, daß es dem Deutschen überhaupt an seinem Gehör gebreche? Gewiß nicht, da wir ein musikalisches Volk sind; und ebensowenig kann gesagt werden, unsre Zunge sei ungelent, schwerfällig, wenn wir auch kaum imstande sind, manche Laute fremder Sprachen richtig herauszubringen, zum Beispiel das polnische ł, das tschechische šť, das holländische sch, gewisse semitische Kehllaute. Ohr und Zunge können geübt, erzogen werden, aber auch vernachlässigt, abgestumpft. Gewöhnen wir uns schlecht zu sprechen, so nimmt bald das Ohr den Fehler nicht mehr wahr.

So ist bei uns der Unterschied zwischen ä und gedehntem e (Ähre und Ehre) beinahe vollständig verschwunden; ö wird zu e, ü zu i, ai und ei sind ein Laut (es kommt vor, daß Schüler, die von zu Hause die richtige Aussprache mitgebracht haben, vom Lehrer deswegen verspottet werden), und äu und eu sind vielfach auch nur noch verschiedene Zeichen für ei; andernfalls werden sie eins mit oi. Die Verwechslung von b und p ist längst nicht mehr ausschließliches Eigentum der Sachsen. G als j am Anfange und als ch oder k am Ende greift immer weiter um sich: jenuch, oder vielmehr jenuchch, jraß, jlaß, jink, Bejejnunk u. s. w. Wer ein richtiges Zungen=r spricht, fällt förmlich auf. Manches hiervon verschulden Mundarten, die, vom Hochdeutschen unterdrückt, sich rächen wie unterworfenen Völker, indem sie dem Unterdrücker ihre Unarten vererben; andres stammt von läppischen Gewohnheiten der großstädtischen Bevölkerung. Berliner litterarische Gigerl suchen ja jetzt etwas darin, uns andern ihren Jargon aufzuzwängen. So begegnet man täglich dem gedruckten „mal“ anstatt „einmal.“ Warum nicht auch fach für einfach, fältig für einfältig, lei für einerlei, zeln für einzeln? Und da es Sprachverbesserern solcher Art nicht auf Herkunft und Sinn ankommt, könnte gleich Bildung für Einbildung gesagt werden, was Eingebildete und Ungebildete gewiß als eine glückliche Neuerung begrüßen würden.

Uns dünkt, die Schule müßte auch diesem Übelstand ihr Augenmerk zuwenden. An Beispielen, die zugleich als versus memoriales dienen könnten, wäre kein Mangel. Es braucht nur an ein berühmtes Frühlingslied erinnert zu werden:

Reise zieht durch mein Gemüt  
 Liebliches Geläute,  
 Klinge, kleines Frühlingslüt,  
 Kling hinaus ins Wäute.  
 Kling hinaus bis an das Haus,  
 Wo die Blumen sprießen,  
 Wenn du eine Rose schaust,  
 Sag, ich laß sie grießen.

Zum Altreichskanzler wird uns mitgeteilt, daß es wahrscheinlich eine süddeutsche, eine badische Zeitung gewesen sei, die den Ausdruck zuerst gebraucht habe. In Baden, auch in der Schweiz, sei es üblich, daß man — übrigens offenbar unter dem Einflusse des französischen ancien — von Altbürgermeister, von Altregierungsrat, von Altlöwenwirt spreche. Auch im Tell heiße es: Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?

Das ist alles recht schön und gut. In Baden betont man jedenfalls auch der Altreichskanzler. Der Norddeutsche aber, der das Wort zum erstenmale liest und die süddeutschen Analogien nicht kennt, kann nach den ihm bekannten Analogien nur Altreichskanzler betonen, und dann entsteht eben Unsinn. Was wir den Zeitungen immer und immer wieder zum Vorwurfe machen, ist das, daß sie es bei dem Herübernehmen von Mitteilungen aus andern Zeitungen (was freilich in der Regel nicht mit der Feder, sondern mit der Schere geschieht) nicht einmal für der Mühe wert halten, die offenbarsten Provinzialismen zu beseitigen. Namentlich von Österreich aus, aber auch von Berlin aus werden wir von Jahr zu Jahr mit immer mehr Sprachunrat durch die Zeitungen überschwemmt. Im vorliegenden Falle zwar haben wohl die wenigsten gewußt, daß es sich um einen süddeutschen Provinzialismus handelt. Aber das Wort mußte ihnen doch auffallen! War es da eine so große Mühe, dafür zu schreiben, wie es in dem landläufigen, überall giltigen guten Schriftdeutsch üblich ist: der frühere Reichskanzler?

Man spricht heute, besonders den Fremdwörtern gegenüber, viel davon, daß unsre Schriftsprache durch die Dialekte aufgefrischt werden müsse. Immer zu, frisch nur auf! Aber wo nichts aufzufrischen ist, da vergreife man sich nicht an dem, was wir haben.



## Litteratur

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1891

Wie die Kluft zwischen Reich und Arm, d. h. heutzutage ziemlich so viel wie zwischen den höhern Ständen und den Arbeitern, überbrückt werden könne, darüber ist schon unendlich viel hin und her geschrieben worden. Ein vom echten Geiste des Evangeliums beseelter junger Theologe hat die schwierige Aufgabe am richtigen Ende angegriffen und den im Grunde genommen einzig richtigen Weg beschritten: er ist selbst auf einige Monate Fabrikarbeiter geworden. Er hat dadurch nicht allein einen Grad der Vertraulichkeit mit den Arbeitern erreicht, den Angehörige der höhern Stände auf andre Weise schlechterdings nicht erreichen können, sondern er hat sich auch, indem er ihr Los in allen Stücken teilte, ganz und gar in ihre Lage versetzt und volles Verständnis für ihre Freuden und Leiden, für ihr Denken und Empfinden, für ihr Lieben und Hassen, für ihre Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen gewonnen. Vieles hat er durchaus anders gefunden, als er es selbst erwartet hatte, und die Leser des merkwürdigen Buches, in dem er seine Erfahrungen mitteilt, nachdem einiges wenige davon schon vorigen Herbst in der „Christlichen Welt“ veröffentlicht worden war, werden beim Blick in diese ihnen völlig neue Welt nicht weniger überrascht sein, als er es selbst gewesen ist. Was will neben dieser frischen Glaubens- und Liebesthat des evangelischen Kandidaten die zwar gut gemeinte, aber rein akademische und langatmige Abhandlung des römischen Papstes bedeuten? Es ihm nachzumachen, das wird zwar auch unter den Evangelischen nicht leicht einer wagen, und von hunderten, die vielleicht den Mut dazu hätten, würde neunundneunzig das Geschick und die Ausdauer fehlen. Aber wenigstens steht jetzt jedem, der sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen will oder von Berufs wegen beschäftigen muß, in Göhres Buch eine lautere Quelle völlig unparteiischer Belehrung zur Verfügung. Die unerschrockene Wahrheitsliebe, mit der Göhre alles, was er gehört und gesehen hat, ungeschminkt und ungeschwärzt mitteilt, mag einiges davon gewissen sorglich gehegten Vorurteilen auch noch so scharf widersprechen, ist nicht geringerer Anerkennung wert, als sein Wagnis selbst. Die Auffassung des Verhältnisses der Kirche zur Sozialdemokratie, zu der er in der Schlußbetrachtung gelangt, wird nicht von allen Lesern geteilt werden, auch von solchen nicht, die er im übrigen überzeugt, aber beachtenswert bleibt sie trotzdem. Höchst gespannt darauf darf man sein, welchen Eindruck die Schrift in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterkreise machen wird, in den Kreisen „seiner Arbeitsgenossen,“ denen der Verfasser das Buch gewidmet hat.